

Predigt 4. Fastensonntag Laetare A 2026 Hoher Dom 8.00

Liebe Schwestern und Brüder!

Was würde wohl passieren, wenn es nachts einfach dunkel wäre – also ohne Straßenbeleuchtung und Autoscheinwerfer? Wenn die Nacht uns ungehindert von Licht ganz umhüllen könnte?

„Nichts“ – könnte man versucht sein zu antworten. Es wäre eben dunkel. Schön wär's – wenn *nichts* passierte! Ein unfreiwilliges Experiment hat gezeigt, dass es ganz anders kommt.

Am 13. Juli 1977 schlägt am späten Abend der Blitz in zwei Starkstromleitungen der New Yorker Elektrizitätswerke ein. Es wird dunkel in der Millionenstadt. Vom Aufzug über die U-Bahn bis zur Straßenlaterne: nichts geht mehr.

Mitten im Stillstand der Finsternis werden plötzlich einige der 7 Millionen Einwohner sehr aktiv. Steine krachen in Fensterscheiben – Alarmanlagen bleiben stumm, Fluchtwege sind nicht beleuchtet. Ein großes Plündern setzt ein, an dem sich auch bis dahin sehr normale Bürger beteiligen. Die Versuchung ist zu groß. Niemand hat mich gesehen – also bin ich es auch nicht gewesen!

Als nach 24 Stunden wieder Strom in der Stadt ist, sind 1616 Geschäfte geplündert, 1037 Brände gelegt, 3376 Menschen verhaftet und 463 Polizisten verletzt worden.

Jetzt ahnt man, warum bis ins späte Mittelalter hinein, als eben unsere Städte völlig dunkel waren, des Nachts praktisch eine Ausgangssperre herrschte. Niemand wollte und sollte ohne wichtigen Grund vor die Tür, denn im Dunkeln lauerten Diebe, Räuber und Mörder.

Finsternis ist keine harmlose oder romantische Angelegenheit. Das weiß auch die Heilige Schrift.

„Es kommt die Nacht“, sagt Jesus im Evangelium, „in der niemand mehr etwas tun kann.“

Ein Hinweis ganz sicher auf die Nacht der Passion, die Nacht, in der er verraten wurde, die Ölbergnacht. Hier, in diesem Zusammenhang aber auch ein Hinweis auf die Nacht, die uns allen immer neu Grenzen setzt. Damit sind weder die harmlosen noch die romantischen Wegstrecken gemeint.

Vielmehr eben die Situationen, in denen wir nichts tun können – weil wir nicht wissen, wie es weitergehen soll – wir sehen ja nicht mal die Hand vor Augen!

Oder weil es einfach nicht weitergeht – egal ob wir einen Weg wissen oder nicht: wir sind krank, schachmatt gesetzt, lahmgelegt, haben das Ende vor Augen.

In diesen Situationen ist der Blinde im Evangelium unser Bruder. Und er erlebt den wohl größten Tag seines Lebens. Er wird geheilt, ohne dass er darum gebeten hat.

Konfrontiert mit der nunmehr vollen Wirklichkeit, sieht er als erstes in Gesichter, die ihm nicht trauen, skeptisch sind, schließlich zornig. Menschen zeigen ihm, wie sie das größte Ereignis seines Lebens einschätzen: sie schmeißen ihn hinaus.

Wie soll man damit zurechtkommen, nachdem man gerade überwältigt wurde von Formen, Farben, Figuren – der ganzen Welt der sichtbaren Dinge?

Er tut das einzig Richtige. Sehr stur, man kann auch sagen „treu“, hält er sich an den, der ihm das Licht, das Augenlicht geschenkt hat. Das kann ja nichts Böses sein – auch, wenn man am Sabbat keinen Teig kneten darf. Aber was ist diese Verordnung gegen eine lebenslängliche Nacht?

Der Wundertäter ist nicht einfach ein Wunderheiler – er nennt sich das „Licht der Welt“.

So wie er sich „Weg, Wahrheit und Leben“ nennt, „die Tür“, „den guten Hirten“, „den Weinstock“, „das Brot des Lebens“ und schließlich „die Auferstehung und das Leben“.

Und in all diesen Selbstaussagen Jesu klingt ein uraltes Wort aus der Wüste mit: „Ich bin der ich bin.“ Anfang der Befreiung Israels. Auszug aus dem Dunkel, dem Irrtum, dem Hunger und Durst, Auszug aus dem Tod. Jetzt eingelöst und hier machtvoll demonstriert an einem Blinden, der sehend wird erst lange nach der Heilung: „Ich glaube, Herr!“ Jetzt erst ist er ein Kind des Lichtes geworden.

Im Gegensatz zu den scharfsinnigen Pharisäern, die – obwohl sie kleinste Fehler sehr gut sehen können – doch erstaunlich blind bleiben. So blind wie wir es ja auch wären. Denn ohne drei ärztliche Gutachten, eines am liebsten aus der Psychiatrie, würden wir niemandem eine Geschichte wie die hier vom Teich Schiloach glauben.

Trotzdem, wir sind die Kinder des Lichtes, die Erleuchteten. Was macht den Unterschied?

Die Sünde der Pharisäer wird illustriert durch ihr Verhalten dem Geheilten gegenüber. Das Handeln Jesu liegt sozusagen auf der Hand, spielt sich vor ihren Augen ab. Aber sie wollen es nicht wahr-nehmen und nicht wahr-haben.

Sie lehnen Jesus ab – ohne einen offensichtlichen Grund zu haben. Am Ende wenden sie – wie viele, denen die Argumente ausgehen – schließlich Gewalt an: Sie stoßen ihn hinaus.

Diese Ablehnung erfolgt damals wie heute aus einem gutem Grund. Jesus als das Licht der Welt, die Wahrheit und die Auferstehung anzuerkennen, das bedeutet ja nichts weniger als das ganze Leben umzukrempeln.

Jesus ist ja nicht Mensch geworden, hat große Zeichen gewirkt, gepredigt, hat sich quälen und grausam ermorden lassen, damit die Menschen im Ganzen etwas netter miteinander umgehen oder jeden Sonntag in die Kirche gehen.

Er ist nicht auferstanden, er hat uns nicht erlöst zu einem Leben bürgerlicher Wohlanständigkeit und gut funktionierender Kirchenordnung.

Das Licht – heißt es in der Lesung – bringt lauter Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit hervor. Ein über die Maßen anspruchsvolles Lebensprogramm. Eines, das nur gelingt, wenn wir die Welt im Licht Jesu, aus seiner Perspektive sehen. Wenn wir sehen, was aus seiner Sicht relativ und was absolut ist. Relativ – weil nur wichtig im Bezug zu Gott und zum Menschen. Absolut – weil losgelöst von aller Willkür menschlicher Bewertung und Beurteilung.

Dieses Licht, das wir in uns tragen, zu dem wir Zugang haben als Getaufte, ist nicht in die Welt gekommen zur Ausleuchtung von Kirchen, Pfarrhäusern und Pfarrheimen allein. Erhellend wäre es gern unterwegs – mit uns – dorthin wo es an Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit fehlt.

So mancher Blinde sitzt noch da und wartet.